

Forum A.1: Nach der Theorie – ist vor der Theorie?

Statement

Arnd Beise (Fribourg)

Crisis? What crisis?
Never mind.
The Day of the Jackal

»Es gärt in der Germanistik«, heißt es in dem Exposé dieses Colloquiums, aber das tut es schon seit über hundert Jahren. Die Krise der Germanistik ist permanent und ein Abschluss des Gärungsprozesses nicht einmal zu wünschen.

Vor ziemlich genau 24 Jahren beschäftigte sich das erste internationale Hamburger Kolloquium zu Problemen der Literaturinterpretation und Literaturgeschichtsschreibung mit der Position und den Perspektiven der Germanistik »nach der ›Theoriedebatte‹«. Was in der Germanistik »Theorie« heißt, ist freilich zumeist »Methode«, und auch über die wird seit den 1990er Jahren nicht mehr intensiv gestritten.

Schon vor 2000 war von »Theoriemüdigkeit« die Rede, und das meinte, dass die Germanisten müde geworden waren, über ihre theoretischen und methodischen Grundlagen zu *streiten*. Stattdessen florierte die Fachgeschichtsschreibung. Thomas Steinfeld fragte am 9. September 1998 in der F.A.Z., ob es sich dabei um die »letzte Vergewisserung eines in seine Bestandteile zerfallenen Faches« handle, »das als einziges Indiz seines inneren Zusammenhalts und als hilflosen Anspruch auf öffentliche Berücksichtigung die eigene Geschichte vor sich her trägt.«

Da Totgesagte bekanntlich länger leben, geht es der Germanistik nach weiteren 15 Jahren aber immer noch ganz gut. Verschwunden ist lediglich der Dogmatismus, mit dem noch in den 1980er Jahren, aber bereits abflauend, über das richtige Herangehen an Literatur

Dieser Text wurde verlesen als Statement auf dem Internationalen Colloquium »Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert«, das vom 4. bis 6. April 2013 im Schloss Herrenhausen in Hannover stattfand. Er bildete die Grundlage für eine Podiumsdiskussion zum Thema »Nach der Theorie – ist vor der Theorie?« in der Sektion »Nach der Theorie – Methoden und Modelle«.

Die Ergebnisse der Tagung – einschließlich Audiomitschnitten der Podiumsdiskussionen und Vorträge – sind in der Internetpublikation www.perspektiven-der-germanistik.de abrufbar. Sie wurde herausgegeben von Mark-Georg Dehmann (Hannover) und Carsten Rohde (Karlsruhe).

Das Copyright für diesen Beitrag liegt bei dem Autor.

Veranstaltung und Publikation wurden gefördert von der VolkswagenStiftung Hannover.

gestritten wurde. Der letzte große Grabenkampf wurde zwischen den literaturwissenschaftlichen Sozialhistorikern und den Poststrukturalisten geführt. Erstere waren in der Defensive. Im Jahr 2000 erschien ein Sammelband, in dem unter dem Titel »Nach der Sozialgeschichte« (ed. Gerhard Lauer, Martin Huber) nach neuen »Konzepten für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie« gefragt, aber auch noch oder wieder sozialgeschichtlich fundierte Literaturanalyse getrieben wurde. Die seinerzeit siegesgewissen Poststrukturalisten muss man inzwischen allerdings suchen. Das ist kein Wunder, denn auf Dauer ist es zu langweilig, stets zu zeigen, dass der Text unlesbar ist und nicht verstanden werden kann. Literatur *kann*, aber sie muss ja nicht uneindeutig sein.

Die methodologische Situation wenigstens der germanistischen Literaturwissenschaft ist auch 30 bis 40 Jahre nach Beginn der plakativ »Theoriedebatte« genannten Methodendiskussion weder klarer noch besser geworden. »Terminologische Freibeuterei suggeriert das Vorhandensein eines methodischen Rahmens, der unausgefüllt bleibt, solange die mitgesetzten Bedingungen nicht auf die eigene Tätigkeit bezogen werden«, meinten die Organisatoren des erwähnten Hamburger Kolloquiums von 1989 (Lutz Danneberg, Friedrich Vollhardt).

Die Selbstreflexion des eigenen Denkens, Schreibens und Handelns gehört notwendig zur Wissenschaftlichkeit. Insofern trägt der wissenschaftsgeschichtliche Blick auf das eigene Fach zu seiner Verwissenschaftlichung bei und ist keine letzte, sondern eine grundlegende Vergewisserung.

Der dabei zu konstatierende »Methodenpluralismus« meint dabei die komfortable Situation, sich verschiedener Methoden ohne ideologischen Rechtfertigungszwang nach Sachangemessenheit bedienen zu können. Geisteswissenschaftliche Methoden sind niemals wahr oder unwahr, richtig oder falsch. Es geht allein um ihre heuristische Leistungsfähigkeit hinsichtlich eines definierten Erkenntnisinteresses.

Welcher theoretischen Terminologie man sich dabei bedient, ist sekundär. »Es gibt gute Wissenschaft ohne technische Termini und terminologische Exaktheit ohne wissenschaftlichen Wert« (Harald Fricke).

Methoden und Theorien haben also Werkzeugcharakter, und wie jeder gute Handwerker wird auch die Literaturwissenschaftlerin oder der Literaturwissenschaftler über einen ganzen Koffer von instrumentell sinnvoll einsetzbaren Methoden verfügen.

In ihrer dienenden Rolle werden sich Theorie und Methodologie bewähren, wenn die Literaturwissenschaft sich darauf besinnt, was ihr »eindeutig umgrenzter Gegenstandsbereich« ist: nämlich »die Literatur« (Klaus Weimar), nicht aber die Theorie um ihrer selbst willen. Aber auch Literaturtheorie im engeren Sinn hat nicht nur historisch den von Martin Opitz aufgespießten sekundären Charakter: »Es ist [...] die Poeterey eher getrieben worden, als man je von derselben art, ampte vnd zuegehör, geschrieben«.

In der Tat würde die Konzentration auf Methodik und Theorie das Fach der gebildeten Öffentlichkeit noch mehr als ohnehin entfremden, während eine – auch theoriebewusste

oder sogar theoriegeleitete – Konzentration auf literarische Texte die Germanistik zu einer in der Öffentlichkeit gern gehörten Aufklärerin machte.

Wissenschaftliche Aufklärung über Texte instrumentalisieren diese nicht als Illustrationen für eine bestimmte Weltanschauung oder Theorie (das wäre eine wissenschaftlich illegitime ›Vereinnahmungsdeutung‹), sondern erleichtert das Verständnis literarischer Texte durch methodisch kontrollierte Erklärungen ihrer Machart. Es bedarf also keiner Renaissance der Hermeneutik, denn sie war schon immer das Zentrum der Literaturwissenschaft; allerdings bedarf diese Hermeneutik eines wissenschaftlich streng kontrollierten Zugangs zu den Texten, kalkuliert also eine mögliche strukturelle Polysemie und dadurch verursachte Missverständnisse von vornherein ein. Die seinerzeitige Provokation der naiven Hermeneutik durch vorgeblich antihermeneutische Verfahren hat dieser in Wahrheit nicht geschadet, sondern sie zu einer produktiv erklärenden Hermeneutik entwickelt.

Insofern ist eine Debatte über theoretische Horizonte und methodische Standards der Literaturwissenschaft immer wieder hilfreich und sinnvoll, aber nicht zentral für das Fach. Eine solche Debatte hilft indes, die Gärung im Gang zu halten und dient insofern der weiteren Reifung der Germanistik.